

(Nachdruck verboten.)

10] Die Brüder Zemganno.

Von Edmond de Goncourt.

Die Jahre vergingen, und fort und fort zog die Truppe in Frankreich umher, die bewohnten Ortschaften nur berührend, um ihre Vorstellungen zu geben, und unmittelbar darauf wieder zu dem Kampieren unter dem Dach des freien Himmels zurückkehrend, das sich über ihre Wandervagen wölbte.

Bald waren sie in Flandern, am Fuße seiner schwarzen Hügel von Schlacken und Asche der Steinkohle, in jenen flachen Landstrichen mit den schläfrigen Flüssen und der auf allen Seiten von hohen rauchenden Ziegelschornsteinen durchbrochenen Perspektive. Bald waren sie im Elsaß unter den Trümmern eines alten Schlosses, das die Natur sich wiedererobernd hatte und welches nun Mauern von Stein und solche von wilden Bekroyen und anderen Blumen hatte, die nur auf Ruinen blühen. Dann wieder waren sie in der Normandie, diesem großen Obstgarten von Apfelbäumen, in der Nachbarschaft eines Pachthofes mit bemoostem Dach, am Ufer eines Baches, der murrend durch den hohen Rasen eines Graslandes dahinschloß. Dann waren sie in der Bretagne, am flachen kiesreichen Strande, zwischen grauen Felsen, das unbegrenzte Schwarz des Ozeans vor sich. Dann in Lothringen, an der Disfere eines Waldes, auf einem alten Meilerplatz, umtönt von dem Schallen der Aerte in fernen Holzschlägen, und dicht bei einer Schlucht, von welcher in der Weihnachtsnacht die „Wilde Jagd“ ausgeht, geführt von dem Großen Jäger im Feuerwams. Dann waren sie in Touraine, an einer Schleuse der Loire längs eines aufsteigenden Berganges, auf dem sich etagenförmig übereinander muntere Häuschen im Gehäuge von Weinsböden und Spalieren erhoben, an denen die herrlichsten Früchte der Welt reifen. Dana wieder in der Dauphiné, inmitten einer Tannenlandschaft, die sich gegen eine nahe Schneidemühle hin in dem Schaum des Wassersturzes und der hüpfenden kleinen Kaskaden verlieh, welche die Fellen hinauffschwammen. Dann in der Auvergne, über Schluchten und Abgründen, zwischen Baumstümpfen, deren Stämme der Sturm umgebrochen, unter dem Seulen der Nordwinde und dem Kreischen der Geier. Dann in der Provence, am Fuß einer alten Mauer, die unter dem Wachstum eines aus ihr hervorsprossenden mächtigen Oleanderstammes geborsten war und gefurcht von den Kriechspuren der Eidechsen, mit dem sternengelichteten Dunkel eines großen Weinberges über ihnen und dem Fernblick auf eine rotgold schimmernde Anhöhe am Horizont, die eine Villa aus Marmor trug, vor sich.

Wieder ein anderes Mal lagerte die Truppe in einem Hohlwege in Verri; dann am Fuße eines der kreuzgeschmückten Hügelchen von Anjou; ein anderes Mal sammelte sie die Früchte eines Kastanienwaldes in Limousin, ein anderes Mal machte sie Jagd auf die Ringelnattern einer Heide in der Gascogne; jetzt lenkte sie ihre Wagen auf einem bergigen Wege der Franche-Comté dahin, dann wieder längs eines Wasserlaufes der Pyrenäen; dann, zur Zeit der Weinlese, zwischen den weißen, mit Reben geschmückten Mündern von Languedoc.

Zu diesem beständigen Wanderleben, zu allen verschiedenen Jahreszeiten, all die verschiedenen Szenerien und Gegenden hindurch, war es dem vagierenden Völkchen vergönnt, stets die weite Welt vor sich zu haben, stets unter dem reinen Licht des Himmels zu sein, stets in freier Luft zu atmen: in einer Luft, die über duftige Gräser und würzige Kräuter zu ihnen wehte, — jeden Morgen und jeden Abend ihre Augen an dem Schauspiel einer neuen Morgenröte, eines neuen Abendgoldes zu berauschen; — ihr Ohr zu erfüllen mit den Klängen der Natur, mit dem harmonischen Rauschen der Waldeswipfel, dem melodischen Flüstern der Winde im Schilf; — sich mit wildem Vergnügen dem Anblick des Sturmes, des Orkans, des Gewitterwütens, des Tobens und Kämpfens der Elemente hinzugeben; — unter grünen Seden zu speisen — aus der Frische der Quellen zu trinken — im weichen, schwellenden Grase zu ruhen, mit dem Gesange der

Vögel über sich; — das Gesicht in dem Blütenmeer und den balsamischen Düften des üppigen Pflanzenwuchses rings umher zu vergraben, der seine Knospen der Mittagssonne erschlossen — sich zu vergnügen mit dem Erhaschen eines Tierchens der Wiese oder des Waldes, das man für einen Augenblick in der geschlossenen Hand gefangen hält — zu liegen und, wie Chateaubriand sagt: sich die blaue Ferne in den Mund scheinen zu lassen — in der Glut der Sommer Sonne über einen Hasen zu lachen, der beschäftigt ist, in der Furche eines Aderfeldes Männchen zu machen, und in der Melancholie eines herbftlichen Waldes, wenn welke Blätter unter den Schritten des Dahinwandelnden rascheln, gemächlich zu schwagen; — das wollüstige Dahinsinken in träumerischer Einsamkeit zu genießen, diesen stillen, in innerster Brust verschlossenen Rausch des Menschen von einer gewissen Ursprünglichkeit, der in sympathischem Kontakt mit der Natur steht, — kurz mit allen Sinnen, allen Fibern ihres Körpers dem Genüge zu tun, was D'ly das „Sentiment des Bohemien“ nennt.

An gewissen Tagen nahm Stepanida ihren Sohn, so groß er auch schon war, auf ihren Arm, drückte ihn an die Brust, eilte mit ihm, wie ein Tier, das sein Junges trägt, in die Einsamkeit, vergrub sich mit ihm tief in ein Dickicht des Waldes, und legte ihn, wenn sie sich rings ganz umgeben von einer Mauer von Zweigen, einen dichten Verschluß von Laubwerk sah, keuchend, außer Atem von der Anstrengung, auf das Gras nieder. Dann, während ihr Busen, ihre Pulse noch flogen, kniete sie in dem natürlichen Versteck, fern von aller Welt, an Kello's Seite hin, beide Hände auf den Boden gestützt, den Körper fast in der Haltung des liebevollen Niederkauerns eines Muttertieres neben seinem Jungen, und küßte den Knaben leidenschaftlich, mit einem seltsamen Blick, der das Kind beunruhigte, welches zu verstehen suchte und nicht verstand. Dabei ertönte es leise, wie eine gemurmelte Litanei, aus dem Munde der Mutter, die sich über ihren Jüngstgeborenen gebeugt:

A r m e s geliebtes Kind!

A r m e s angebetetes Kind!

A r m e s teures Herz!

Und in der Stille und dem tiefen Frieden ringsumher klangen die zärtlichen Zurufe noch lange fort in einer Art von klagendem Sprechgesange, in welchem ein gebrochenes Herz zu weinen schien. Und unaufhörlich kehrte das Wort „arm“ wieder: dieses Beiwort, welches die Mütter und die Liebenden unter den Bohemiens, die stets in Sorge wegen der Zukunft der Wesen sind, die sie lieben, den Koseworten ihrer Zärtlichkeit fast ausnahmslos hinzufügen.

Seit langer, langer Zeit welkte die Mutter, die noch so junge Mutter Kello's allmählig dahin. Was war ihr Leiden? Man wußte es nicht! Vielleicht war es die Krankheit der Blumen, die man von fern her in ein Land und unter einen Himmel verpflanzt hat, wo sie verurteilt sind, jung zu sterben. Die Tochter des Zigeunerstammes klagte über nichts als über Kühle, die sie empfinde, eine Kühle in ihrem Gebein, die sie nicht von sich zu scheuchen vermochte, und die selbst im Sommer, unter allen Lüchern, in welche sie sich hüllte, jähe nervöse Schauer über ihren Körper laufen ließ. Vergeblich bereitete ihr die „Kopfnuß“ die Säfte von Kräutern, die sie längs der Wege gepflückt und welche sie, wie sie sagte, neu erwärmen würden; vergeblich bemühte sich ihr Gatte, sie zu bestimmen, in den Orten, in denen man Vorstellungen gab, die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen; sie verweigerte alles mit einer mürrischen, dumpfen Erregtheit und nahm nach wie vor an den Beschwerden aller teil, immer bleicher werdend im Gesicht und mit Augen, die immer größer wurden.

Eines Tages indessen war sie nicht mehr in stande, bis zum Schluß an ihrem kleinen Tisch am Eingange zu verbleiben und die Entrees einzunehmen. Und am anderen Tage erhob sie sich nicht von dem Bett, sondern suchte sie ihre Umgebung mit der Erklärung zu beruhigen, daß sie am nächsten Tage wieder aufstehen werde. Aber sie erhob sich auch an diesem nächsten Tage nicht von ihrem Lager, noch

an den anderen Tagen, welche folgten. Ihr Gatte wollte in einem Gasthause Quartier nehmen und sie pflegen lassen, aber sie widersetzte sich dem mit einem stummen, gebieterischen Schütteln des Kopfes, während sie mit dem Nagel ihres Daumens ein großes Biered in das Holz der Wagwand neben der Stelle zog, wo sie ihren Kopf auf das Kissen gelegt: den Umriß eines Fensterchens.

Von dieser Zeit an erkreuten sich die Augen der Kranken, die in ihrem Bett lag und in ihrem Bett mitwanderte, an dem Anblick der von dem Gefährt durchzogenen Gegenden, zu denen ihre Blicke durch die Fenster des Wagens hinaus-schweiften.

Schweigend, stumm, hatte sie kein Wort für ihren armen, alten Gatten, der seine Tage am Fuße ihres Bettes zubrachte, auf einem alten, ehemaligen Reisekoffer eines römischen Prälaten sitzend, der seine italienischen Pantomimen umschloß, und in dumpfe Traurigkeit versunken, die an Verstandes-schwäche streifte. Stepanida hatte auch für die übrigen kein Wort mehr, welche kaum noch von ihr erlangten, daß sie ihre Blicke auf einen Moment von ihrem Fensterchen abwandte und auf sie richtete. Einzig die Gegenwart ihres Jüngst-geborenen in den kurzen Zeiträumen, während welcher man den lebhaften, egoistischen Kleinen sich ruhig zu verhalten und still auf einer Fußbank zu sitzen bestimmen konnte, waren imstande, sie aus ihrem beständigen Hinbrüten zu erwecken. Während der ganzen Zeit, daß er zugegen war, hielt die Mutter, auch ohne daß ihre Hände oder ihr Mund sich mit ihm beschäftigte, ihren Blick, eine verzehrende Flamme ihres Auges auf ihn geheftet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Straßennetze in der Tierwelt.

Es gibt kaum ein reizvolleres Studium als das, durch Vergleichung die Beziehungen zwischen Tier- und Pflanzenwelt und dem Gebiete der Geographie im weiteren Sinne aufzudecken und zu verfolgen. Oft ergeben sich dabei ganz überraschende, neue Gesichtspunkte, die wie mit Blitzesschnelle das Dunkel erbellen und den Schlüssel zur Lösung von bedeutenden wissenschaftlichen Fragen abgeben. Wer sich z. B. als Zoologe die Aufgabe stellen würde, die Beziehungen der Tierwelt zu den verschiedenen Ländern und zu den verschiedenen Zeitabschnitten eingehend zu studieren, würde nicht nur für seine eigene Wissenschaft, sondern auch für die geographischen Disziplinen manche wertvollen Bausteine zur weiteren Festigung des geographischen Gebäudes liefern können. Wählen wir nur als Beispiel für unsere Behauptung die Verkehrswege, die sich die Tiere für ihre Wanderungen, die Menschen für Handel, Reise und die mannigfachen anderen Bedürfnisse geschaffen haben, so werden wir sicher zu folgendem Schluß kommen: Die Tiere haben lange vor den Menschen Wege angelegt. Diese Wege sind einfach, genau wie diejenigen, auf denen der primitivste Mensch Zentralafrikas oder Polynesiens seine Jagd- und Fischzüge unternimmt. Seine Wege sind genau wie die der Tiere: Pfade oder Fahrten, die die erste Entwicklungsstufe für den Verkehr bilden. Ja, viele Tiere sind reicher an Wegen als manche primitiven Völker und Dorfgemeinden, und wenn auch diese Wege nur Fahrten sind, so ist das System doch bedeutend entwickelter als das jener Völker. Das gilt in erster Linie von den großen Herden, aber auch von manchen kleinen Tieren.

Solche Wege, die sehr deutlich erkennbar sind, haben beispielsweise die in großen Herden auftretenden Auerochsen, die die Zerstörungswut der Menschen fast vollständig ausgerottet hat. Jahrhunderte hindurch sind sie zweimal im Jahre zu Millionen auf ihren Reisen vom Norden zum Süden und vom Süden zum Norden gewandert, und die Spuren, die sie zurückgelassen, sind noch nicht verwischt worden. Sie gehen sämtlich in derselben Richtung, von Süden nach Norden laufend, als einfache, aber weit ausgedehnte Fahrten, eine Art gigantischer Hasenfährte. Sie sind hart und fest gestampft, das Gras, das auf ihnen wächst, ist kurz, und alle führen in die Nachbarschaft von trinkbarem Wasser. Meist geht eine kürzere Spur vom Wege ab zu einem Reservoir; beim Hin- und Zurückmarsch machten die Tiere einen Umweg, um zu trinken. Dennoch bilden diese Fahrten keine großen und breiten Wege. Die Tiere marschierten in isolierten Parallelen, benachbarten Reihen, aber nicht in kompakten Massen; und so sind diese Pfade nebeneinander und parallel entstanden, die noch heute von der Zahl der Massen Zeugnis ablegen, die ehemals in Freiheit auf dem Boden der neuen Welt umherirrten.

Wie die Auerochsen haben auch andere pflanzenfressende Tiere sich Verkehrswege geschaffen. Das ist der Fall beim Wisamochsen. Dieses Tier, das früher auch im Norden Europas lebte, findet sich jetzt nur noch in Grönland und im arktischen Amerika. Es lebt gewöhnlich in Herden unter der Führung alter, erfahrener, männlicher Tiere; es reist von Norden nach Süden und umgekehrt, je

nach der Jahreszeit. Aber die Herde passiert immer dieselben Wege und durchzieht die Flüsse immer an demselben Uebergang.

In derselben Region lebt auf gleiche Weise das kanadische Rentier; es bewohnt das polare Amerika, wo es in mehreren Arten vertreten ist. Das Rentier der unfruchtbaren Länder lebt zwischen den Inseln des arktischen Meeres, des Südteiles der Hudsons-Bai, ohne nach Westen den Fluß Madenzie zu überschreiten. Gegen Oktober findet eine große Wanderung gegen Süden statt. Das Rentier wandert zu den Wäldern. Der Schnee bedeckt die Erde, und diese bietet ihm keine Nahrung mehr; es eilt in die Wälder, um sich von den Flechten und Moosen der Bäume zu ernähren. Eine große Anzahl von Tieren vereinigt sich, und diese reisen als eine gewaltige Herde gemeinsam nach Süden. Diese Herde trägt in der Sprache jener Gegend einen französischen Namen: „la foule“. Während der ersten Tage der Wanderung kommen vereinzelt kleine Trupps, aber bald nachher nähert sich das Gros der Herde. Schritte werden aus der Ferne laut, und inmitten der Jagd läßt sich niemand über dieses Geräusch: „la foule, la foule!“ ruft man aus. Tage hindurch steigt „la foule“ hinab, eine unermessliche Herde, die man an Zahl nicht einmal annähernd zu schätzen versucht. Der Marsch findet fast immer auf genau demselben Wege statt.

Gehen wir nach Süden und erreichen Yellowstone-Park in der Nachbarschaft des Todestales, das der Geologe Weed vor einigen Jahren entdeckt hat. Das Tal ist angefüllt mit Kohlenäureausströmungen, und viele wilde Tiere sind ohnmächtig geworden und durch das Gas, dessen Erstickung nichts verrät, zugrunde gegangen. Nicht weit von Death-Gulch sind Salzlagerungen, und jeder weiß, daß das Salz eine große Anziehungskraft auf die Pflanzenfresser ausübt. Hierig leden die Tiere an den Salzstellen, wenn sie solche treffen, und wenn sie sie entdeckt haben, so lehren sie häufig zu ihnen zurück. Auf diese Weise geschieht es, daß sich Salzniederlagen bald in einem Zentrum von Fahrten befinden, die von allen Punkten des Horizonts kommen und dort münden. Der Jäger, der solche Spuren trifft, weiß, daß Wild dort gewesen ist, und nach den Spuren weiß er auch, welches Wild hier war; er weiß auch, daß Salz in der Nachbarschaft für die Jagd günstig ist. Und diese Spuren erleichtern ihm seine Reise, indem sie ihm Wege, sichere, hindernislose Wege bieten, denen das Pferd gern folgt, da diese Spuren immer eine gewisse Breite haben und ihm weniger Mühen und Beschwerden verursachen. Audabon hat seine Fahrten beobachtet und beschrieben, als er das Bergschaf der Vereinigten Staaten studierte. „Die Teile des Landes, die die Schafe zu ihrer Weide gewöhnlich aussuchen, sind die steinigsten, unebensten und steilsten Höhen, die in den wilden Gegenden an der Kette des Felsengebirges existieren. Man kann sich vielleicht eine Vorstellung von dem Lande machen, wenn man sich Hunderte von Zuckerbrotten in den verschiedensten Dimensionen denkt, die unregelmäßig nebeneinanderliegen, und jedes Brot für einen großen Hügel hält. Zwischen den Hügeln und in den Tälern blühen die Schafe, auf- und absteigend, und man begreift, wie schwer es ist, sich ihnen zu nähern und wie sicheren Fußes sie sind. Sie beschreiten Pfade auf jenen unregelmäßigen Kegeln, die 200 und 300 Meter Höhe haben und oft sich 450 Meter über die umgebende Prärie erheben, und auf jenen Pfaden laufen sie mit großer Schnelligkeit. Der Zuschauer da unten kann nicht glauben, daß diese Fahrten mehr als einige Zentimeter Breite haben; sie sind indessen gewöhnlich 30 bis 45 Zentimeter breit. Auf diesen Wegen fühlen sich die Schafe vor den Angriffen der Wölfe sicher.“

Zimmerhin sind die bis jetzt geschilderten Fahrten nur temporär, insofern, als sie von den Tieren nur während eines Teiles des Jahres besprochen werden. Permanente Wege dagegen hat eine andere Kategorie von Tieren, diejenigen, die eine Wohnung, ein Domizil haben, in das sie flüchten können. Aber auch in dieser Beziehung muß man Vorbehalte machen.

Denn es gibt sehr intelligente Tiere, die sehr wohl die Gefahr kennen, die die Spuren bieten, indem sie den Beutetieren die Nähe von mehr oder weniger begehrenswerten Gerichten verraten. Das Erdsichhörchen gräbt sich in den Boden sehr komplizierte Höhlen ein, trägt aber Sorge, die ausgewählte Erde in eine gewisse Distanz von seiner Höhle zu tragen, um jene Indiskreten auf eine falsche Fährte zu leiten, die natürlich eine Höhle unter dem frisch aufgeworfenen Erdhaufen zu finden hoffen. Und wenn es nach Hause zurückkehrt, geht es sprunghaft vor und vermeidet sorgfältig die Schaffung einer Fährte, die den Eintritt zu seiner Wohnung enthüllt.

Die Wisamratte macht es ebenso. Eine nahe Verwandte des Bibers, unterscheidet sie sich von ihm durch ihre Intelligenz. Der Biber flieht den Menschen, die Wisamratte hat bemerkt, daß die Nachbarschaft des Menschen neben Unzuträglichkeiten gewisse Vorteile bietet: Der Hauptvorteil besteht darin, daß der Mensch eine große Anzahl von Tieren vernichtet, die die Ratte fürchtet. Aber so weit geht sie in ihrer freundlichen Haltung gegen den Menschen nicht, daß sie die erteilte Klugheit vergißt. Die Wisamratte lebt immer zur Seite des Wassers; sie richtet sich ihre Wohnung am Ufer über dem Niveau des Wassers ein, und in diesem Wasser-milieu bringt sie beutesuchend ihr Leben zu. Andere Tiere würden ganz einfach das Ufer herabsteigen, aber das paßt der Wisamratte nicht. Die Gefahren sind zu augenscheinlich, der Weg würde zu sehr sichtbar sein, und deshalb gräbt sie sich einen unterirdischen Weg, einen Weg, der von ihrer Wohnung auf den Grund des Wassers führt. Nicht etwa in den Rand des Wassers, sondern auf

den Grund. Am Rande kann das Wasser gefrieren und dann ist die Rante verloren; in der Mitte gibt es den Strom, und sie kann an die Oberfläche steigen, um zu atmen. Am Rande kann auch das Wasser infolge von Trockenheit verschwinden, in der Mitte fehlt es niemals. Das alles ist sehr klug erdacht, und die Wisamratte bietet uns ein kluges Beispiel eines Tieres, das sich Wege schafft, aber sie zu verheimlichen weiß.

Viele Rager sind weniger vorsichtig. So die Murmeltiere Marylands aus der Art Arctomys. Allerdings sind diese Tiere außerordentlich kühn und mutig. Sie haben sozusagen vor nichts Furcht und geben sich gar keine Mühe, ihre Höhle oder den Eingang dazu zu verbergen. Jede Höhle öffnet sich nach außen in mehreren „Türen“, und diese verschiedenen Eingänge sind untereinander nach außen durch wohlangelegte Wege verbunden. Außerdem führen andere Fahrten nach anderen Richtungen; diese enden in einem schönen Kleeblatt, jene führt in einen Gemüsegarten des Nachbarn — eines zweibeinigen Nachbarn, der absolut keinen Grund hat, sich wegen der Nachbarschaft zu beglückwünschen — und so bildet jene Höhle des Murmeltieres von Maryland ein Netz von zahlreichen Wegen.

Ein solches Netz ist indessen nichts gegen das, das die amerikanische Wiesenmaus anlegt. Dieses Tier lebt auf den Feldern, Weiden und Rasenplätzen. Es liebt sehr die Nachbarschaft feuchter Orte; man findet es in der Nähe von Sümpfen und selbst in brackischem, dem Meere benachbartem Terrain. Es bewohnt kleine Löcher, aus denen es herkommt, um sich von Gras, Insekten und Mollusken zu ernähren. Die Maus legt zahlreiche Wege in dem Gras an. Jede Fahrten hat drei Zentimeter Breite; es sind dies sehr sichere, obwohl viel begangene Wege, denn sie sind nur den Mäusen bekannt, die sie angelegt haben. Man muß sehr genau suchen, um sie zu entdecken. Sie sind mit Gras bedeckt, das sich rechts und links über sie neigt, wie Zweige von Bäumen einer nicht zu breiten Allee. Auf dieser wohlbesetzten Fahrten kann die Maus nicht von Raubbögeln bemerkt werden. Auf ein und derselben nur mäßig bevölkerten Wiese haben die von einem zum anderen Ende gelegten Wege der Mäuse mehrere Kilometer Länge. Sie kreuzen sich, laufen ineinander und bilden ein sehr kompliziertes Netz, auf dem die Maus unter Benützung der Wege anderer Mäuse weite Exkursionen machen kann. Im Winter wird dieses Netz noch sehr vervollkommen; unaufhörlich öffnen die Mäuse unter dem Schnee neue Wege, um sich die Nahrung zu verschaffen und graben durch den Schnee hindurch Löcher, um zu spielen und an der Erdoberfläche Vorräte zu sammeln.

Unter den vielen anderen Tieren, die ihre besonderen Wege und Fahrten haben, wollen wir als Wegebauer nur noch den Maulwurf nennen. Der Maulwurf verbringt sein Dasein, wie jeder weiß, unter der Erde und gräbt dort Galerien; weniger bekannt dürfte es sein, daß die Maulwürfe unter der Erde ein Netz permanenter Wege von großer Bedeutung anlegen. Dieses Netz ist das Resultat der Mitwirkung aller Maulwürfe derselben Gegend, und von einem Netz aus legt jeder von ihnen hier und dort seine Tunnel an, um auf Nahrung auszugehen. Diese Tunnel sind draußen durch Maulwurfshügel angezeigt, aber das allgemeine Netz verrät nach draußen hin nichts.

Man sieht — und man könnte dies noch an vielen anderen Beispielen nachweisen — die Tiere haben lange vor den Menschen Wege angelegt, allerdings sind ihre Wege einfach, aber nicht einfacher, als die der primitiven oder wilden Menschen. Zudem genügen sie ihnen, und sie brauchen nicht mehr zu haben. Oft haben sie sogar deren für ihre persönliche Sicherheit zu viel, und zeigen dadurch ihre Wohnungen den zahlreichen Wesen an, die von Raub und Mord leben.

Kleines feuilleton.

Mater dolorosa. In einem kleinen schmalen Stübchen, das durch den trüben Schein einer Petroleumlampe nur mäßig erleuchtet war, saß die Familie beim Abendbrot.

Sieben hungrige Kindermäuler wollten gesättigt sein und haben um Brot. Die Mutter — eine blasse, hohlwangige Frau mit von Gram durchfurchten Gesichtszügen — ermahnte sie, es genug sein zu lassen. Das Brot müsse noch eine volle Woche ausreichen. Früher bekäme sie kein Geld.

Traurig ließen die Kleinen die Köpfe hängen und stüpften verstohlen ihre Brotkrusten in die schwarzbraune Zichorienbrühe. Nur die älteste Tochter wagte zu bemerken: „Ach, wenn nur der Papa erst wieder gesund wäre und lohnende Arbeit fände, dann wird es auch wieder besser werden, und übrigens werde ich mich als Aufwartemädchen verdienen. Ich sollte doch schon lange zu Fleischers kommen. Für meine Arbeit werde ich wohl abends auch manchmal ein Stückl Bursch mitbringen. Meinst Du nicht auch?“ Fragend richtete sie ihren Blick nach der Mutter.

Diese nickte seufzend und strich ihrer Zwölfjährigen zärtlich über das Haar.

Das Mädchen begann den Tisch abzuräumen und die Kleinen Schwesterchen und Brüderchen ins Bett zu bringen. Dabei blickte sie oft ängstlich und verstohlen nach der Mutter, die die Stiege in beide Hände gestützt, stumpf brütend vor dem Ofen saß. Die Tochter sah wohl die herabrollenden Tränen, die die Mutter verdecken wollte. Erst als der kleinste sich sträubte, von der „Großen“ ins Bett ge-

bracht zu werden, erhob sich die Mutter und rief das Resthäfchen selbst hinaus.

Acht Perionen in drei Betten. Es ist zu viel. Warum muß man nur so ärmlich daran sein! Sie hatten doch beide gearbeitet, alle die Jahre hindurch, und waren doch zu nichts gekommen. Warum nur das Pech mit den vielen Kindern? Fast alle Jahre eins. Es gab eine ganze Anzahl Nachbarn, denen die Kinder immer wieder starben, oft noch im Dodbett. Sie hatte dies „Glück“ noch nicht gehabt.

Aber . . . Sie schrak zusammen. Da verübte sie sich schon wieder. Wenn das Ihr Mann gehört hätte. Der würde schimpfen und böse werden. Ihm waren die Kinder so ans Herz gewachsen.

Doch die vielen Kinder waren trotzdem eine Last. Schluchzend sank sie wieder auf den Stuhl vor dem Ofen nieder und weinte — jetzt kommt das Letzte. Es ist schon über die Zeit. Und ihr Mann noch immer im Krankenhaus. Schon drei volle Monate. Sie ging allein in der schweren Stunde. Die Schwiegermutter, die im gleichen Hause wohnt, ist so mürrisch, wenn sie ihr einmal zur Hand gehen muß.

„Mit Euch hat man nur Arbeit, Schererei und Kerger. Gättet Ihr Euch besser in acht genommen. Andere Leute haben auch nicht soviel Kinder.“

Das waren gewöhnlich die Worte, die die arme Schwiegermutter immer wieder zu hören bekam.

Solch ein Leben. Schlechter als ein alter Hund. Nicht einmal einen anständigen Rod konnte sie sich auf den Leib ziehen, weil das Geld fehlte, ihn zu kaufen.

Da schrien die Kinder in der Kammer.

„Mama, der Paul zieht mir immer das Dodbett weg und widelt sich hinein. Mich friert!“

Die Mutter schleppte sich hinaus, strafe den Jungen, ohne erst zu untersuchen, ob er schuldig war; dann herrschte Ruhe. Nur das geprügelte Kind schluchzte noch im Bett.

Dreie in einem so schmalen Bett. Ist ja kein Wunder. Ach, das Hundeleben!

Da durchzuckte sie es — ein fürchterlicher Schmerz. Es ging los. Mit dem Besenstiel pochte sie heftig an die Stubendecke. Nach einigen Minuten erschien die Mutter. Mürrisch blickte sie auf das sich krümmende Weib.

Diese bat sie: „Hole doch die Kindfrau!“

„Verfluchte Schererei mit Euch!“ schrie die Alte und warf krachend die Türe ins Schloß.

Die Gebärende schleppte noch einen Eimer Wasser herbei und setzte einen großen Topf voll davon ans Feuer. Sie legte noch einmal im Ofen nach. Die letzten Kohlen. Erst nachdem sie das kleinste noch in ein anderes Bett zu den Füßen der übrigen Kinder gelegt hatte, kroch sie selbst ins Bett. Die Wehen spielten ihr schrecklich mit. Nach endlosem Warten kam die Hebamme.

Nach unsäglichen Leiden lag zwei Stunden später ein kleiner Knabe in ihrem Schoße. Schmerzlich betrachtete sie das kleine Würmchen. Sie war ganz erschöpft. Eine Tasse Zichorienbrühe war das einzige, was ihr zur Kräftigung gereicht wurde.

Scheltend und fluchend wirtschaftete die Schwiegermutter umher. Die Kinder waren erwacht und kamen im Hemdchen an das Schmerzenslager der Mutter.

„Der Storch hat uns wieder einen Jungen gebracht“, rief die vierte Tochter, worauf der zweitälteste Knabe antwortete: „Der hätte auch zu reicheren Leuten gehen können. Wir haben genug Kinder und selbst nicht immer genug zu essen. Mama, warum hast Du mich nicht gerufen. Ich habe einen Weidenstock unter dem Bett liegen und hätte den Storch schon hinausgejagt.“

Die Hebamme mußte über die Naivität des Kleinen lachen.

Darauf fuhr die Alte mit einem Donnertwetter zwischen die gaffende Kinderchar, die den Kleinen umdrängte und jagte sie in die Betten zurück.

„Die Mama ist schon wieder krank“, flüsterte noch die zweite Tochter der „Großen“ ins Ohr.

Behnmlig schaute die Bödnerin von ihrem ärmlichen Lager die Hebamme an und schüttelte den Kopf. Die Tränen kamen wieder. — — —

Da klopf es. Wer sollte das sein? So früh? Es war ja noch gar nicht Tag geworden? Sollte ihr Mann mit dem Nachtzuge gekommen sein? Er schrieb doch von seiner bevorstehenden Entlassung aus dem Krankenhanse. Gelpamnt schaute sie in die Stube. Die Alte entriegelte die Tür. Er war es wirklich. Frischer als je zuvor stürzte er an das Bett seiner Frau. Sofort hatte er die Situation überschaut.

„Wieder ein Junge, Karl“, flüsterte sie ihm ins Ohr, als er am Lager niedergefunken war und seinen Kopf auf ihre Brust bettete. Dann strich sie ihm sanft über das Haar und raunte ihm zu, er solle „Felix“ heißen.

„Felix“, der Glückliche,“ denkt er für sich — ein rechtes Glück. „Behn Mäuler hatte er nun zu füttern, fast brach er zusammen bei dem Gedanken. Dann erhob er sich.

„Du siehst gut aus, hoffentlich wird es nun besser gehen,“ sagte sie mit schwacher Stimme. Das straffte ihn. Er streichelte seiner Dulderin die blassen schmalen Wangen und neigte sich zu ihr.

„Hoffentlich! Ich bin gesund. Habe schon eine Arbeit im Krankenhanse gemacht und dreißig Mark dafür erhalten.“

Dann griff er in die Tasche und holte eine Tafel Schokolade

herber, brach ein Stück ab und schob es der Wöchnerin in den Mund.

„Ich denke bald passende Beschäftigung zu finden.“

Rum kügte er seine Frau und diese schlang ihre schwachen Arme um seinen Hals.

Minutenlanges Schweigen.

Dann aber wurde es lebendig. Die Kinder hatten den Vater gehört und stürzten ins Zimmer.

„Der Papa ist da,“ riefen alle wie aus einem Munde und umringten ihn jubelnd. Seine Aelteste brachte den zappelnden Liebling, den er auf den Armen wiegte. Dann teilte er die Schokolade aus, und alles hefte vor Freude. Selbst seine alte mürrische Mutter wurde etwas freundlicher. Der zweite Junge deutete auf den neben der Mutter liegenden Neugeborenen und sagte alkflug: „Papa, wenn der Storch wieder zu uns kommen sollte, haue ich ihn mit meinem Stode so lange, bis er wieder hinausfliegt. Ich werde immer noch der Esse gucken und ordentlich aufpassen, daß er nicht hereinkommt. Schließt nur jeden Abend den Ofen ab, dann muß er wieder hinaus.“

Die Wöchnerin war eingeschlafen. Ihre Züge waren friedlicher. Sie träumte vom Glück in der Zukunft. . . .

William Bromme.

Hygienisches.

Die Gefahr des Ertrinkens für den Schwimmer. Die glänzendste Kunstfertigkeit und Ausdauer im Schwimmen schützt nicht vor dem Ertrinken — das ist ein Geseh, das wohl öfters wiederholt und eindringlich begründet werden muß. Plötzliche Todesfälle im Wasser, die unmittelbar durch das Ertrinken zustande kommen, aber eigentlich eine andere Ursache haben, sind nicht sehr selten und können sich auf verschiedene Weise ereignen. Es gibt ja Leute, die es in der Abhärtung ihres Körpers so weit gebracht haben, daß sie auch in unserem Klima zu jeder Jahreszeit baden und sich vielleicht gar im Winter zu diesem Zweck das Eis aufhaden lassen. Wer daran nicht gewöhnt ist, mag es lieber unterlassen, denn es besteht dabei die Gefahr eines Schlaganfalls. Eine andere Erscheinung, von der man häufiger liest, ist das Auftreten vor Krämpfen im Wasser, die naturgemäß sehr verhängnisvoll werden können, aber mit der Temperatur des Wassers vielleicht gar nichts zu tun haben. Außerdem ist der Zustand zu berücksichtigen, in dem sich der Organismus des Menschen vor dem Bade befindet. In dieser Hinsicht ist der Mensch schon durch Erfahrung klug geworden, ohne daß ihn die Wissenschaft hat zu belehren brauchen, denn die meisten Leute befolgen die Regel, nicht mit vollem Magen ins Bad zu steigen. Das Unbehagen, das infolge einer Versündigung gegen diese Vorschrift eintritt, ist hinreichend, um vor einer Wiederholung ein für allemal zu warnen. Die Warnung kann aber auch zu spät kommen, indem die Folgen tödlich sind. Mit diesem plötzlichen Wassertod beschäftigt sich Dr. Nevenstorf vom Hasenkrankenhaus in Hamburg in der Münchener „Medizinischen Wochenschrift“. Er erwähnt zunächst zwei Fälle, in denen er Ertrunkene genau untersucht hat. Beide Personen waren unmittelbar nach einer reichlichen Mahlzeit ins Wasser gegangen und schon nach wenigen Minuten untergeunken, obgleich sie vorzügliche Schwimmer waren. Man könnte nun glauben, daß die Ueberfüllung des Magens in der Weise zum Tode führt, daß Erbrechen und dadurch Ersticken erfolgt. Das scheint aber entweder überhaupt nie stattzufinden oder doch für den Eintritt der Katastrophe nicht erforderlich zu sein. Dr. Nevenstorf sucht eine Erklärung in der Einwirkung der Schwimmfähigkeit auf den Körper und namentlich auf Herz und Atmung und außerdem in der Einwirkung des vom Wasser überhaupt ausgehenden Druckes. Dieser übt, wie jeder Schwimmer weiß, einen Einfluß auf die Atmung aus, denn selbst Menschen mit ganz normaler Lunge vermögen im Wasser nicht so ruhig zu atmen wie in freier Luft. Jedenfalls werden also an das Herz und den ganzen Blutumlauf gesteigerte Ansprüche während des Schwimmens gemacht, und zwar nicht nur infolge des Wasserdruckes, sondern auch infolge der dabei aufgewendeten Muskelarbeit. Daher kommt es auch, daß ein wirkliches Ausruhen während des Schwimmens nur in der Rückenlage möglich ist, weil dann die Brust dem Druck des Wassers entzogen wird. Hat doch Franz Müller vor einigen Jahren nachgewiesen, daß die Lungen während des Schwimmens die ungeheure Menge von 61 Litern Luft in der Minute verarbeiten, während sie sogar beim Vergsteigen nur bis zu 42 Litern wächst. Es ist auch schon früher durch verschiedene Forscher angenommen worden, daß Wasserdruck und Muskelarbeit zusammen Uebelkeit und Erbrechen erregen können, wenn der Magen gefüllt ist. Da nun aber in den erwähnten Fällen ein Erbrechen überhaupt nicht stattgefunden hatte, so müssen noch andere Folgen in verhängnisvollem Sinne wirksam sein. Wahrscheinlich setzt die Verdauungstätigkeit die Leistung des Badenden überhaupt herab, nämlich dadurch, daß die Ausdehnung des Magens die Betätigung des wichtigsten Atemmuskels erschwert. Diese Behinderung der Atmung gibt also wohl die eigentliche Erklärung für den plötzlichen Tod eines mit vollem Magen ins Wasser gehenden Schwimmers, indem sie zunächst zu Bewußtlosigkeit führt.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Pepsin. Im Jahre 1836 wurde in der Magenschleimhaut fast aller größeren Tiere ein Stoff entdeckt, der das verdauungs-

befördernde Prinzip im Magen darstellt. Da auch der menschliche Magen diesen Stoff, Pepsin, produziert, der für die Verdauung sehr wichtig ist, ging man bald an seine Darstellung aus dem Tiermagen. Während man früher die Magenschleimhaut von Kalb, Schaf und Schwein zur Pepsindarstellung benutzte, dient diesem Zwecke jetzt ausschließlich der Schweinemagen, und während man früher die Magenschleimhaut einfach abschabte und in der Wärme eintrocknen ließ, ist die jetzige Gewinnung von Pepsin eine rationellere geworden. So wird die Schleimhaut durch sorgfältiges Abspülen von Speiseresten und Schleim gereinigt und mit Wasser unter Zusatz von etwas Weingeist in klein geschnittenem Zustande während mehrerer Stunden ausgezogen. Der Auszug wird vom Rückstand abgepreßt und klar filtriert. Wird dieser klare Auszug, der das Pepsin gelöst enthält, auf Glasplatten bei einer Wärme von 40 Grad zum Trocknen gebracht, so erhält man eine gelbliche, zerfließliche Masse, das Rohpepsin. Durch nochmaliges Lösen und weiteres Reinigen erhält man dann die Handelsware, die durch einen geringen Zusatz von Milchzucker haltbarer gemacht wird. So stellt das Präparat sich als gelblich-weißes, trockenes Pulver von eigentümlichem, schwachem Geruch und süßlichem Geschmack dar. Die Eigentümlichkeit des Pepsins beruht darauf, Eiweiß aufzulösen. Diese Lösung geschieht aber nur in saurer Flüssigkeit. Derselbe Vorgang geht im Magen vor sich und wird als Verdauung bezeichnet. Der Magen produziert, wie schon angedeutet, Pepsin, zugleich aber auch Salzsäure. Das in den Speisen enthaltene Eiweiß wird in dieser Flüssigkeit gelöst, d. h. verdaut. Wir müssen nun also auch instande sein können, eine solche künstliche Verdauung vorzuführen. Dazu haben wir das hartgekochte Eiweiß eines Hühnerettes, tun es in ein mit Wasser etwa halb gefülltes Glas und geben dazu einige Tropfen reiner Salzsäure und eine kleine Messerspitze Pepsin, das in jeder Apotheke und Drogehandlung für billiges Geld zu erhalten ist. Unter öfterem Umschütteln und in der Wärme werden wir nach einigen Stunden kein Eiweiß mehr in der Flüssigkeit vorfinden; es ist gelöst, also verdaut. Ein Zehntel Gramm Pepsin ist instande, zehn Gramm Eiweiß unter etwas Zusatz von Salzsäure aufzulösen. Von Alkohol wird Pepsin gefällt, d. h. es scheidet sich aus und geht seiner Eigenschaft, das Verdauungsgeschäft zu besorgen, verlustig. Diese Eigentümlichkeit widerlegt das alte Wort, daß ein Schnäpschen die Verdauung befördern helfe. Gerade das Gegenstück ist der Fall: Alkohol, also auch der Likör, verzögert, nach dem Essen getrunken, den Verdauungsprozeß. — Bei leichteren Verdauungsbeschwerden und dem Gefühle des sogenannten Vollseins nach den Mahlzeiten kann Pepsin wertvolle Dienste leisten. In Verbindung mit etwas Salzsäure, unter Zugabe von Sherry, ist Pepsin denn auch in den Arzneischah aufgenommen und als Pepsin-Wein oder Pepsin-Essen in Drogehandlungen und Apotheken erhältlich. An Stelle vieler ziemlich nutzloser Hausmittel ist Pepsin berufen, solche in vollem Maße und mit mehr Aussicht auf Erfolg zu ersetzen. Bei längerem Gebrauche ist anstatt des kostspieligen Pepsin-Weines den minderbemittelten Proletariern zu empfehlen, Pepsin als Pulver stets im Hause zu halten. Da es nicht schwer fällt, daneben reine Salzsäure zum Einnehmen zu halten, ist eine Verdauungsflüssigkeit leicht hergestellt: ein halbes Glas Wasser, eine Messerspitze Pepsin, fünf Tropfen Salzsäure geben eine Mischung, die vollen Ersatz für das weinige Präparat liefern und in vielen Fällen eine Besserung leichter Magenbeschwerden herbeiführen dürfte.

Humoristisches.

Frankfurt.

Es stulete der Freisinnstrom,
Sechstausend Mann ins Hippodrom.
Der Einigung galt es im Zeichen Bülows —
In Frankfurt war lange nicht so viel los.
Der Ehrenpräside schien Attinghausen.
Und Zell-Worte ließen sie bligen und sausen,
Worte, schlagend wie Ochsenziemer,
Der Rammann, der Müller, der Hausmann, der Wiemer.
„Seid einig, einig!“ ward beschloffen
Von den Frankfurter Eidgenossen.
Die sechstausend Mann applaudierten immer,
Denn was mal nach Bülow kommt, . . . ist schlimmer.
Und es schwankte bei dem Schwur auf dem Mülli
Jedweder sein Taschentuch oder sein Hülli.
Und fest beschloffen die Mülli-Stützen:
Den Landvogt, den Landvogt — den Landvogt zu schügen!
(Gottlieb im „Tag“.)
— Eingeborenen-Recht in Südwest. Es ist verboten, die Büße außerhalb der Fahrämme und Trottoirs zu betreten. — Es ist verboten, die Reichs-Staatsplantagen zu beschädigen. — Verboten ist ferner, ohne besondere Erlaubnis Kleinvieh zu halten, wär's auch nur eine Laus. — Zum Austreten (in ein fremdes Gebiet) ist ein Paß erforderlich.
— Schwert und Leier. Gaedle: Und wenn ich noch durch zwanzig Instanzen müßte, ich kämpfe um meinen Offiziersrang bis zu Ende. — Noda Noda: Soll' mir einsallen! Ich schreibe zwanzig Humoresken darüber!